

Real oder virtuell?

Über die Frage, ob die Dinge wirklich real (das ist nicht etwa ein Pleonasmus) oder nur in unseren Köpfen existieren, kursiert folgende Anekdote: Im 17. Jahrhundert hätten sich in China die berühmtesten Gelehrten jener Zeit versammelt, um diese epistemologische Frage ein für allemal zu klären. Während den hitzigen Disputen sei als Folge eines sintflutartigen Regens der Gelbe Fluss derart angeschwollen, dass das Kloster, in dem die Versammlung debattierte, mitsamt den anwesenden illustren Teilnehmern von der reissenden Flut weggeschwemmt wurde, noch bevor eine Beschlussfassung erfolgt sei. So habe die Frage, ob die Dinge real oder nur in unseren Köpfen existieren, bis heute nie endgültig entschieden werden können.

In gewissem Sinne eine Sowohl-als-auch-Antwort lässt sich aus der Physik ableiten. Während die klassisch-mechanistische Physik, also die „alte“ Physik, die Realität als „eine Welt der Dinge, der isolierten Objekte und deren Anordnung“ (Dürr 2009, S. 112) versteht, sind für die „neue“, die Quantenphysik, die „ursprünglichen Elemente ... nicht Materie.“ Indes: „Wenn diese Nicht-Materie gewissermassen gerinnt, zu Schlacke wird, dann wird daraus etwas „Materielles“. Oder noch etwas riskanter ausgedrückt: Im Grunde gibt es nur Geist.“ (Dürr 2009, S. 95)

Dieses physikalische und epistemologische „Koan“ (Jochen Kirchhoff) mit philosophischer Eleganz aufgelöst hat antizipierenderweise bereits Kant, indem er, ebenfalls ausgehend von der naturgegebenen physiologischen Begrenztheit der Wahrnehmung, darlegte, dass unsere Erkenntnis grundsätzlich nicht bis zu den „Dingen an sich“ vordringen könne. Dies hat dann in der Phänomenologie bei Husserl zur für uns Wahrnehmende handhabbaren Bescheidung geführt, es schlicht bei der Erscheinung der Dinge bewenden zu lassen. Was ja wiederum nichts Anderes heisst, als dass für den Alltagsgebrauch die Dinge in diesem eingeschränkten Sinne gleichwohl als real angesehen werden können.

Relativiert wird die Realität der Welt allerdings dadurch, dass sie für jeden Betrachter aufgrund der Subjektivität der Wahrnehmung verschieden aussieht. So ist zum Beispiel ein Kirschbaum nicht einfach für alle die genau gleiche Erscheinung, sondern je nach Interessenlage und Gemütsverfassung, Erfahrungen und Erwartungen des jeweiligen Betrachters, ein Früchte- oder Holzlieferant, ein Schattenspender, ein Hindernis, ein Element der Landschaft oder ein ästhetisches Event.

Es gibt nun aber auch Dinge, die wir zwar sehen, und die doch nicht real sind, oder nicht sicher real: eben Dinge auf Bildern, respektive auf dem Bildschirm. So betrachtet, leben wir in einer hybriden Welt, inmitten von realen Dingen und von lediglich medialen Repräsentationen von Dingen. Um nun die beiden Ebenen von realen Dingen und nur medial repräsentierten Dingen mit der nötigen Klarheit unterscheiden zu können, schlage ich aus Sicht der Medienpädagogik folgenden Kunstgriff vor. Wir bezeichnen die realen Dinge (die Dinge der *primären Wirklichkeit*, der *W1*) mit griechisch-deutschen Termini, und die repräsentierten Dinge (der *sekundären Wirklichkeit*, der *W2*) mit lateinisch-deutschen Termini. Eine entsprechende Differenzierung lässt sich aufgrund der folgenden Tabelle vornehmen.

	Gesichtssinn	Gehörsinn	Geruchssinn	Geschmackssinn	Tastsinn
Primäre Wirklichkeit griechisch-deutsch	optisch	akustisch	osphrantisch	geustisch	haptisch
Mediale Wirklichkeit lateinisch-deutsch	visuell	auditiv	odorativ	gustativ	taktil

Tabelle 1: Zwei sensorische Fronten: die primäre und die sekundäre Wirklichkeit

Für den Gesichtssinn gibt es mithin optische und visuelle Erscheinungen, für den Gehörsinn akustische und auditive, für den Geruchssinn osphrantische und odorative, für den Geschmackssinn geustische und gustative, für den Tastsinn haptische und taktile Phänomene.

Wenn also ein Fernsteam vor Ort (das heisst in der W1) ein optisch-akustisches Ereignis aufzeichnet, wird dieses an die Fernsehzuschauer als audiovisuelle Realität weitergeliefert (genauer: als eine audiovisuelle Repräsentation der Realität).

Nach diesen Prämissen wäre der Fachausdruck „Visuelle Kompetenz“ ausschliesslich für die W2 reserviert.

Was hiesse dann „Optische Kompetenz?“ Muss Sehen bereits im Hinblick auf die primäre Wirklichkeit gelernt werden?

Arthur Zajonc berichtet in seinem Buch *Die gemeinsame Geschichte von Licht und Bewusstsein* von einer systematischen Untersuchung an sechshundsechzig Fallgeschichten von Patienten, die von angeborener Blindheit geheilt werden konnten (Zajonc 2001, S. 15). Diese Studie gelangt zum Schluss, „dass solche Menschen unzählige und enorme Schwierigkeiten überwinden müssen, um sehen zu lernen. Für sie ist die Welt beim Erwachen aus der Narkose nicht sogleich mit verständlichen Lichtern, Farben und Formen erfüllt. ... Neue Eindrücke bedrohen die Sicherheit der Welt, die (der Patient) sich bisher aus den Sinneserfahrungen des Tastens und Hörens (wir ergänzen: aus seiner haptischen und akustischen Kompetenz) konstruiert hat.“ Zajonc fasst diesen Befund dahin zusammen, „dass zum Sehen weit mehr als ein funktionsfähiges Organ erforderlich ist. Ohne ein inneres Licht, ohne ein gestaltgebendes inneres Vorstellungsvermögen (wir ergänzen: ohne optische Kompetenz) sind wir blind.“

Zur Verdeutlichung der beiden didaktisch unterschiedenen sensorischen Fronten noch ein anderes Beispiel: Der Beruf des Weinschmeckers setzt eine „Osphrantisch-geustische Kompetenz“ voraus. Um hingegen einen riechenden Film zu beurteilen – und entsprechende Versuche, auch eine osphrantische Wirklichkeit nachzubilden, gab es immer wieder –, bräuchte es zusätzlich zu der audiovisuellen eine odorative Kompetenz.